

(vgl. S. 194) mit dem Terminus der (Marien-)Legende, der für das hier untersuchte Textcorpus ohnehin überaus problematisch ist, der Terminus des Mirakels bzw. des Exempels als bloße stilistische Variante. Ob man Inhalte und Vermittlungsstrategien so leicht vom Aspekt der gattungsspezifischen Brechung abtrennen kann, wie Kälin meint (vgl. S. 232, Anm. 14), dürfte jedoch mehr als fraglich sein.

Insgesamt gewinnt die Arbeit ihr Profil also mehr durch ein gleichsam meditatives Umkreisen des Gegenstandes – nicht umsonst ist »Meditation« auch das letzte Wort des Haupttextes (S. 226) – als durch analytisch-differenzierende Distanz.

*Edith Feistner*

RUTH MEYER: Das ›St. Katharinentaler Schwesternbuch‹. Untersuchung – Edition – Kommentar (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, Bd. 104). Tübingen: Max Niemeyer 1995. XI, 382 S. Geb. DM 98,-.

Wohl in der Mitte des 14. Jahrhunderts entstand im Dominikanerinnenkloster St. Katharinental bei Dießenhofen eine deutschsprachige Sammlung von Nonnenviten. In der renommiertesten Reihe der Altgermanistik publiziert, stellt die vorliegende Dissertation ihre bis in die frühe Neuzeit reichende Überlieferung- und Textgeschichte, die Edition des Textes und seine Kommentierung in den Mittelpunkt. Die Ausgabe präsentiert nicht nur das aus 53 Viten bestehende Grundcorpus, das nach der ältesten, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in dem Konvent selbst entstandenen Handschrift wiedergegeben wird, sondern auch das spätere Erweiterungsgut bis hin zu einer wahrscheinlich erst im 17. Jahrhundert in das Schwesternbuch aufgenommenen Vita. Ausgeklammert bleibt nur die umfangreiche Lebensbeschreibung der 1726 verstorbenen Laienschwester Maria Weber, die eine zweite Hand der heute im Archiv des Klosters Maria Zuflucht in Weesen befindlichen Abschrift des Schwesternbuchs aus dem 18. Jahrhundert hinzugefügt hat. Allerdings läßt sich den fünf Zeilen, die dieser späten Vita gewidmet werden (S. 82), nicht entnehmen, inwieweit diese literarisch von den Stilmustern des spätmittelalterlichen Textes beeinflusst wurde.

Reformgeschichtlich bemerkenswert ist die Redaktion des Dominikaners Johannes Meyer im Jahr 1454, die in den Kontext der historischen Rückgriffe auf die Nonnenliteratur des 14. Jahrhunderts im Rahmen der Ordensreform gehört (S. 44). Nicht unterschlagen werden darf, daß der Autorin die Entdeckung einer mittelalterlichen Überlieferung der leider nur unvollständig erhaltenen deutschsprachigen Katharinentaler Gründungsgeschichte im Berliner mgq 1254, geschrieben im 14. Jahrhundert im Kloster selbst, gelungen ist (hiernach ediert S. 141–150). Im Literaturverzeichnis nachzutragen ist dazu die grundlegende Monographie zur Gattung ›Klostergründungsgeschichte‹ von Jörg Kastner: *Historiae fundationum monasteriorum*, 1974.

Einen Gewinn für die Forschung bedeutet auch der ausführliche Kommentar zu den Texten (S. 182–330), der durch das Register der Namen und Sachen erschlossen wird. Er lehnt sich eng an das Vorbild der 1980 publizierten maßgeblichen Studie Siegfried Ringers zur Viten- und Offenbarungsliteratur der Frauenklöster an (besprochen in dieser Zeitschrift Bd. 3, 1984, S. 294 f.). Ohne jeden Zweifel nützlich und verdienstvoll sind die Erläuterungen ordensgeschichtlicher, liturgischer und theologischer Sachverhalte sowie die Nachweise von Motivparallelen aus den anderen Schwesternbüchern und verwandten Schriften. Es fragt sich allerdings, ob der konsequente Verzicht auf eine Gesamtinterpretation des Textes allzu glücklich war. Wenn es darum geht, deutlich zu machen, »inwieweit in den Nonnenviten auf die konkrete historische Situation Bezug genommen wird« (S. 94), so wären auch die Widerstände, die der Text einem solchen Unterfangen entgegenstellt, zu reflektieren gewesen (vgl. etwa dieses Jahrbuch Bd. 3, 1984, S. 192 f.). Sicher darf man die Viten nicht einfach als ungebrochene Widerspiegelung klösterlichen Lebens verwerten, wie dies Arno Borst in seinem vielgerühmten Buch »Mönche am Bodensee« (1978) getan hat. Die Strategie der Verfasserin, den methodischen Irritationen durch eifriges Blättern im Thurgauer Urkundenbuch zu entfliehen, bringt die Forschung aber letztlich auch nicht weiter.

Kommentiert werden historische Aspekte zu punktuell, wichtige Hintergrundinformationen bleiben ausgespart. Wenig Mühe wurde in die prosopographischen Angaben zu den in den Texten erwähnten Nonnen und anderen Personen investiert. Ein Beispiel: Die Autorin ist sich nicht darüber im klaren, daß man die Hochadelsfamilie der Grafen von Fürstenberg nicht kurzerhand unter Hinweis auf die Ausgabe der Zürcher Wappenrolle als »eine in der Stadt ansässige Familie« charakterisieren kann (S. 213). Unberücksichtigt bleibt der Einwand in der – von der Autorin zitierten – Arbeit von Anneliese Müller 1974, daß die Katharinentaler Nonnen des Namens nicht zur gräflichen Familie gezählt haben dürften

(wiederabgedruckt im Jahreshft 14 des Geschichts- und Heimatvereins Villingen 1989/90, S. 86 Anm. 9). In der Vita Margrets von Fürstenberg ist von einem »gross vrluog in dem land« die Rede, der die Existenz des Klosters bedrohte (S. 139) – daß es sich um einen »Streit um Klostergut« (so der Kommentar S. 274) gehandelt hat, ist dem Abschnitt nicht zu entnehmen. Entscheidend ist für den Text nicht der Bezug auf ein bestimmtes historisches Ereignis, sondern die Sorge der Nonne um den Bestand ihrer Gemeinschaft und die durch eine Stimme vermittelte Antwort Gottes, während der Lebenszeit Margrets bleibe der Konvent zusammen. Statt den ereignisgeschichtlichen Kleinräumern, die eine so vage Angabe der Vita zu pressen versuchen, energisch auf die Finger zu klopfen, beteiligt sich Ruth Meyer an diesen Spekulationen.

Daß auch in den überlieferungsgeschichtlichen Untersuchungen nicht jedes Detail verläßlich ist, mag die Annahme eines vermeintlichen *Terminus post quem* 1337 für die Abfassungszeit der Gründungsgeschichte (S. 77) demonstrieren. Setzt der Text (S. 145) denn zwingend voraus, daß der Konstanzer Bürger Eberhard von Kreuzlingen, der 1337 – freilich nur im Thurgauer Urkundenbuch – letztmals erwähnt wird, bereits verstorben war? Und, gravierender noch: Um die verschiedenen Träger des Vornamens Eberhard in der Konstanzer Patrizierfamilie von Kreuzlingen hat sich die Autorin überhaupt nicht gekümmert.

Ein Schatten fällt schließlich auf die Arbeitsweise der Autorin durch die gedankenlose Annahme eines (nicht existenten) Ulmer Dominikanerinnenklosters (S. 23). In Wirklichkeit ist der Text, der den Notnamen »Ulmer Schwesternbuch« führt, vermutlich im Kloster Gotteszell verfaßt worden (vgl. Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte Bd. 3, 1984, S. 191–196 und künftig S. Ringler im neuen *Verfasserlexikon*).  
Klaus Graf

Denkmodelle von Frauen im Mittelalter, hg. v. BÉATRICE ACKLIN ZIMMERMANN (Dokimion, Bd. 15).  
Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag 1994. 210 S. Kart. Sfr 36,-.

Im Mittelpunkt dieses Sammelbandes stehen sieben Frauen des 12. bis 15. Jahrhunderts, die vorwiegend in den nördlichen Ländern Europas lebten. Ihr Denkansatz soll sowohl thematisch als auch strukturell erfaßt und auf seine theologische Ausrichtung hin überprüft werden.

Den Anfang macht der Beitrag von E. Gössmann über Hildegard von Bingen (S. 19–41). Er behandelt 1. das Denkmodell »Verzweiflung und Befreiung«, 2. Makro-Mikrokosmik, 3. die weiblich-männliche Symbolik im Gottesbild. Punkt 4 greift noch einmal die unter 2. genannte Thematik auf. Es mangelt insgesamt an einer klaren Strukturierung; vor allem Hildegards »Sprache der Analogie« (S. 25) müßte näher bestimmt werden. Ähnlichkeiten einer Holzschale aus dem Kongo mit einer Vision Hildegards (S. 33) sagen noch nichts über damit verbundene Denkinhalte. Bei der Demut im Sinne der Heiligen handelt es sich keineswegs um eine »primär den Frauen empfohlene Haltung« (S. 22), sondern um das Herzstück der ursprünglich nur für Männer konzipierten Benediktregel.

B.A. Zimmermann untersucht Ansätze einer Intentionsethik bei Heloisa (S. 43–81). Es gelingt ihr zu verdeutlichen, wie ein gemeinsames Grundmotiv – der Problembereich Gesetz und Evangelium – vor dem Hintergrund unterschiedlicher weiblicher bzw. männlicher Lebenszusammenhänge entsprechend anders erarbeitet und hinterfragt wird.

Der Beitrag von M. Heimbach-Steins befaßt sich mit dem Werk Mechthilds von Magdeburg (S. 83–106). Die reale Situation der Frau, ihre Niedrigkeit und Machtlosigkeit, wird für Mechthild zum Schlüssel für Kritik und Überwindung kirchlicher Ausschließungsmaßnahmen. Weil sich der Geist Gottes »die niedrigste Stätte« sucht, ist der »ungelehrte Mund« der Frau in besonderer Weise zur Lehre berufen und befähigt (S. 101f.). Die entscheidende Frage nach dem Verhältnis von mystischer Erfahrung und theologischer Erkenntnis wird am Ende lediglich wieder als ein *Desiderat* formuliert (S. 105).

Ein zentrales, von der Forschung bislang vernachlässigtes Thema greift G. Jaron Lewis auf: die Thanatologie Gertruds von Helfta (S. 107–123). Ihre Schriften ermöglichen Einblicke in das Sterberitual im Kloster Helfta sowie in Gertruds eigene, von der Mystik beeinflusste Haltung dem Tod gegenüber. Bemerkenswert ist die Hervorhebung der durch die Inkarnation begründeten Würde des menschlichen Körpers sowie der Glaube an die Auferstehung (S. 113–115).

L. Gnädinger entfaltet die Lehre von der Selbst- und Gotteserkenntnis im Werk der als Häretikerin verbrannten Margareta Porete (S. 125–148). Ihr »Mirouer des simples âmes« beschreibt den Weg der von Gott berührten Seele über sieben Stufen zur Vollkommenheit. Die Vorgaben der Tradition und zeitgeschichtliche Einflüsse werden selbständig weitergedacht. Künftiger Forschung bleibt es vorbehalten, den